

Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 39 (1956)
Heft: 4

Artikel: Wissenschaftlicher Aberglaube
Autor: Hartwig
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-410514>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Daß es ausgerechnet die Zürcher Zentrale der Jesuiten ist, die diesem innern und äußern Widerspruch zum Opfer fällt, diese Zürcher Jesuiten-Zentrale, die sonst so behutsam auf ihre Reputation, auf ihre Linie und auf die intellektuelle Höhenlage ihres Organs bedacht ist, das betrachten wir als das vierte und letzte und größte Wunder in unserer an Wundern so reichen Story.

Omkron.

Wissenschaftlicher Aberglaube

Dieses bösartige Wort hat *Carl Jaspers* (Basel) geprägt, um sich — als Vertreter eines recht eigenartigen Gottesglaubens — von einer Wissenschaft zu distanzieren, die — nach seiner Meinung — viel zu mechanistisch, d. h. ohne jedwede Transzendenz eingestellt ist. Jaspers, der selbst einst von der Wissenschaft zur Philosophie kam, verwendete das ominöse Wort vom wissenschaftlichen Aberglauben in einem Rundfunkvortrag «Die Aufgabe der Philosophie in der Gegenwart», der am 21. Februar 1956 (um 22.30 Uhr) im Sender Wien II vom Stapel lief. Was er in seinem «philosophischen» Vortrag ansonst vorbrachte, war zum größten Teil politisch gefärbt und kann wohl nur als wüste Antisowjetische bezeichnet werden. Auf diesen dunkeln Pfaden wollen wir dem rührigen Rundfunkredner nicht folgen, sondern beschränken uns darauf, zu zeigen, wohin seine durch philosophische Scheuklappen geförderte Wissenschaftsfeindlichkeit führt.

Unsere Gegner — nicht nur im theologischen Lager — haben uns bisher nur unseren «Fortschrittsaberglauben» vorgeworfen und gemeint, es sei gar nicht so sicher, zu erwarten, daß die Steigerung der materiellen Kultur den seelischen Lebensstandard erhöhen müsse. Dem Philosophen Jaspers blieb es vorbehalten, den Zweifel an den Fortschritt auf das wissenschaftliche Gebiet auszudehnen. Während andere kirchenfreudliche Denker, wie z. B. der bekannte Popularisator Dr. *Bernhard Bavink*, seinen theologischen Freunden zum Vorwurf macht, das sie sich mit ihrem Kampf gegen den Darwinismus vor der ganzen wissenschaftlichen Welt lächerlich gemacht haben (vgl. seine Schrift «Die Naturwissenschaft auf dem Wege zur Religion»), gerät Jaspers immer mehr in die bedenkliche Nähe magischer Denkformen. Man fühlt sich beim Anhören seiner Rundfunkreden geradezu zurückversetzt in die Zeit der Frühromantik, die uralte Glaubensformen neu zu beleben suchte. Oft verbarg sich die blaue

Blume der Romantik hinter religiösen Redewendungen, was den Eindruck erwecken sollte, daß wir noch in einer Welt magischer Gewalten leben. In der romantischen Oper «Lohengrin» von *Richard Wagner* leitet der König (Heinrich, der Vogler) das Gottesurteil mit einem Gebet ein, in dem die frommen Worte gebraucht werden: «Weil unsere Weisheit Einfalt ist». Solcher demütigen Erdentrücktheit steht dann natürlich jede wissenschaftliche Aufklärung störend gegenüber; aber momentan werden märchengläubige Gemüter empfänglich gemacht für das zauberhafte Erscheinen des Schwanenritters. Und irgendwie lauert in unserem Unterbewußtsein der anachronistische Gedanke: «Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt.»

Mit solchen Imponderabilien rechnet auch Jaspers; er hat niemals ein Hehl aus seiner Wissenschaftsfeindlichkeit gemacht. Man lese sein Büchlein «Die geistige Situation der Zeit» (Sammlung Göschen, Berlin 1931), wo sich manch «kräftig' Wörtlein» findet, das einer Absage an die Wissenschaft gleichkommt. Namentlich die «Wissenschaften vom Menschen» (Psychologie, Anthropologie und Soziologie) erregen sein Mißbehagen, da sie seinem «philosophischen Glauben» in die Quere kommen. Aber er ist auch sonst «schnell fertig mit dem Wort», besonders dann, wenn es gilt, der Zukunftsfreudigkeit der aufstrebenden Menschheit einen Dämpfer aufzusetzen. So schreibt er z. B. in dem erwähnten Büchlein (auf Seite 16): «Die Stoffe und Energien sind restlos ausgenützt». Es klingt wie ein Kassandraruf, und ängstliche Gemüter mögen bei den Worten von Jaspers den Eindruck erhalten, daß die Sonne sichtlich erkaltet und wir Menschen fröstelnd beisammenhocken, um jenem Zeitpunkt mit Grauen entgegenzuhalten, da die Sonne zum letzten Mal als ersterbender Glutball über dem Horizont erscheint, um von uns sozusagen Abschied zu nehmen, da — nach Jaspers — alle Brennstoffe und Wärmeenergien bereits «restlos ausgenützt» sind.

Natürlich ist die letztere Behauptung glatter Unsinn; selbst wenn wir von der friedlichen Ausnützung der Atomkraft absehen, von der Jaspers im Jahre 1931 noch nichts wissen konnte und die uns heute jeder Sorge um den Energiehaushalt der Erde enthebt, müssen wir sachgemäß feststellen, daß unsere Energievorräte noch lange nicht erschöpft sind, und in neuester Zeit werden von der fortschreitenden Technik — unabhängig vom Bau der Atomreaktoren — auch minder ergiebige Energiequellen in Tätigkeit gesetzt, wie z. B. Windmotoren

und Hohlspiegel zur Aufspeicherung der Sonnenwärme. Nicht deshalb, weil der Verbrauch an sonstigen Brennstoffen (Kohle und Benzin) bedrohliche Formen angenommen hat, sondern zur Entlastung der gesamten Energiewirtschaft. Dabei haben wir in der Bewegung der Weltmeere (Ebbe und Flut) ein nahezu unerschöpfliches Reservoir an ungenutzter Energie. Wer das verschweigt, der leidet nicht nur an einem bedauerlichen Mangel an naturwissenschaftlichen Kenntnissen, sondern scheint sich in defaitistischen Vorhersagen zu gefallen. Das erwähnte Göschen-Büchlein von Jaspers schwelgt geradezu in Jeremiaden über die Unzulänglichkeit menschlicher Forschungsarbeit, was verbohrte Jenseitstheologen mit Befriedigung erfüllen mag, halbwegs gebildete Leser aber nur zur Heiterkeit stimmen kann. Man wird an das ulkige Studentenlied von *Viktor Scheffel* erinnert:

«Es rauscht in den Schachtelhalmen,
verräterisch leuchtet das Meer,
da schwimmt mit Tränen im Auge
ein Ichtyosarus daher».

In Wahrheit arbeiten Wissenschaft und Technik fieberhaft daran, alle noch nicht ausgenutzten Energiequellen der Gesamtwirtschaft zugänglich zu machen, wie oben — ohne Rücksicht auf die Atomenergie — angedeutet wurde. Was Jaspers nicht daran hindert, die Wissenschaft des Aberglaubens zu bezichtigen. Solche Käuze hat es schon zur Zeit Goethes gegeben, wie jene Worte beweisen, die er in seinem «Faust» dem Mephistopheles in den Mund gelegt hat (Vers 1851 ff.):

«Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
des Menschen allerhöchste Kraft ...»

Um Jaspers' Kulturdefaitismus entgegenzutreten, ist es durchaus nicht nötig, darauf hinzuweisen, wie «herrlich weit wir es gebracht haben», zumal wir genau wissen, was an ungelösten Problemen noch vor uns liegt, namentlich in sozialer Hinsicht, aber wir verwahren uns ganz entschieden dagegen, daß spekulierende Philosophen immer wieder den Theologen Schützenhilfe leisten und bei jeder Gelegenheit mit geradezu masochistischem Behagen auskramen, was wir — trotz alledem — noch nicht wissen. Auf derartige «Argumente» wäre mit dem österreichischen Soziologen *Rudolf Goldscheid* zu antworten: Die Wissenschaft mag manches Naturgeheimnis noch nicht entschleiert haben, doch alle ehrlichen Denker müssen zugeben, daß

man auch von anderer Seite (gemeint sind: Philosophie und Religion) nichts erfahren könne, was über die Erkenntnisse der Wissenschaft hinausgeht. (Ich zitiere aus dem Gedächtnis und versagte es mir, zu unterstreichen, daß Goldscheid liebei Worte gebrauchte, die besagen, daß auch unsere Gegner «die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit» haben, den wahren Tatbestand zuzugeben. H.)

Hingegen sind auch wir bereit, offen zu sagen, daß die Wissenschaft sich — auch heute noch — vielfach mit Teillösungen der uns bewegenden Probleme zufrieden geben muß, aber niemals hat die Wissenschaft vorgegeben, mehr zu wissen, als sie in zäher Kleinarbeit ergründen konnte, während die Verkünder irgendeines «Glaubens» unbedenklich zu den realen Tatsachen hinzudichten, was ihnen als «Erklärung» derselben plausibel erscheint. Darum möge es gerechtfertigt erscheinen, wenn wir uns zum Schluß mit dem Begriff der «Erklärung» in wissenschaftlichem Sinne befassen. Gewiß muß sich auch die Wissenschaft manchmal mit vorläufigen Annahmen (Hypothesen) helfen, doch niemals darf sie dabei aus dem Auge verlieren, daß sie dabei mit bloßen Vergleichen operiert, die der Verifizierung bedürfen. Eine solche Hypothese war z. B. die Annahme eines besonderen «Lichtäthers», der in der Optik die gleiche Rolle spielen sollte wie die Luft als Mittel der Fortpflanzung des Schalls in der Akustik.

Es sollte nichts anderes als ein naheliegender Vergleich sein, um uns etwas anschaulich zu machen, was sich der unmittelbaren Beobachtung entzog. (Wir erinnern uns da an den bekannten Ausspruch des Philosophen *I. Kant*: «Ein Begriff ohne Anschauung ist leer; eine Anschauung ohne Begriff ist blind».) Es sei jedoch an dieser Stelle ausdrücklich vermerkt, daß sich die moderne Physik vielfach schon mit der mathematischen Formelsprache begnügt. Nur zur Popularisierung bestimmter Vorstellungen werden anschauliche Vergleiche zugelassen, z. B. der Vergleich des Bohrschen Atommodells mit einem Planetensystem. (Daß auch dieser Vergleich «hinkt», hat kein Geringerer als *Max Planck*, der Begründer der Quantentheorie, betont.) Mit diesem Vorbehalt wollen wir den Begriff einer wissenschaftlichen «Erklärung» mit den Worten des englischen Physikers *James Clerk Maxwell*, des Begründers der elektromagnetischen Lichttheorie, zitieren: «Erklären heißt, Unbekanntes auf Bekanntes zurückführen».

Im Falle der hypothetischen Annahme eines Lichtäthers wäre zunächst darauf hinzuweisen, daß dieser Notbehelf verhältnismäßig

spät in der Physik Eingang fand; dies kam daher, daß dazu keine Nötigung bestand, da nach der Newtonschen Emissionstheorie des Lichtes die Vorstellung vorherrschte, daß jeder leuchtende Körper Lichtpartikelchen aussende, was etwa der heutigen Quantenlehre entsprach, die ebenfalls annimmt, daß von jedem leuchtenden Körper Korpuskeln (Photonen) ausgesendet werden. Erst mit dem Bekanntwerden der sogenannten Polarisationserscheinungen des Lichtes setzte sich die Wellenlehre von *Huygens* durch, wonach unter bestimmten Voraussetzungen Licht zu Licht gefügt Dunkelheit erzeugen könne. Damit war nicht gesagt, daß das Licht wirklich aus realen Wellen bestand, sondern es fanden in der Umgebung der Lichtspender Umlagerungen statt, ähnlich wie in einem elektrischen Spannungsfeld, die man am einfachsten als Lichtwellen beschrieb. Aber der Sündenfall der Undulationstheorie bestand darin, daß man genötigt war, ein Medium anzunehmen, in dem die Fortpflanzung des Lichtes erfolgte. Wohl waren sich die den Kinderschuhen der Physik entwachsenen Adepen der Lehre vom Lichtäther darüber klar, daß man die Vorstellung von einem alles durchdringenden Lichtäther nicht wortwörtlich nehmen durfte; nur in der Kinderstube der Physik, d. h. in den untersten Lehrklassen der Unterrichtsschule mochte die Lichtäthertheorie grobsinnlich aufgefaßt, d. h. simplifiziert werden.

Immerhin gab es auch in der Physik sozusagen Wahrheitsfanatiker, die den ganzen Lichtätherrummel als eine Art Skandal empfanden und der peinlichen Sache auf den Grund zu gehen suchten. Ein solcher Wahrheitsfanatiker war der nordamerikanische Physiker *A. A. Michelson*, der eine Versuchsanordnung traf, um den bei der Erdbewegung im Weltraum etwa auftretenden «Aetherwind» festzustellen. Das Experiment verlief negativ, und seither wurde das Storchenmärchen von einem Lichtäther gänzlich fallen gelassen. Dafür setzte eine gewaltige Denkarbeit ein, um dem Faktum Rechnung zu tragen, daß man sich eben mit der Tatsache abfinden mußte, ohne Lichtäther sein Auslangen zu finden. Das Endergebnis dieser Arbeit war die Einsteinsche Relativitätstheorie. Inzwischen hat sich die Quantenlehre von *Planck* auch in der Optik durchgesetzt, wodurch das durch die Lichtäthertheorie verursachte geistige Unbehagen beseitigt war.

Oberflächliche Beobachter mögen nun an diesem Beispiel so etwas wie einen fortschreitenden Aufklärungsprozeß erkennen, der an den schrittweisen Abbau von abergläubischen Vorstellungen erinnert. Die

Sache liegt aber im Falle hypothetischer Annahmen in der Physik ganz anders: Jede Hypothese — nicht nur in der Physik — muß einen heuristischen Wert besitzen, d. h. zu neuen Forschungen anregen. In diesem Sinne prägte einst *Goethe* ein Wort, das sich direkt auf seine Entdeckung des Zwischenkieferknochens bezog: «exakte Phantasie». Goethe wollte damit jede haltlose Flunkerei ablehnen. Als eine solche mußte ihm auch der Gottesbegriff erscheinen, der noch haltloser ist als der Begriff des sagenhaften Lichtäthers, von dem wir oben sprachen. Goethe, der Realist, war sich darüber klar, daß eine Pauschalerklärung wie Gott überhaupt keine Erklärung mehr darstellt. Darum ließ er seinen Faust philosophieren (Vers 11.441 ff.):

«Der Erdenkreis ist mir genug bekannt.
Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
Tor, wer dorthin die Augen blinzelnd richtet,
Sich Wolken über seinesgleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um;
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen!
Was er erkennt, läßt sich ergreifen.»

Nein, die Wissenschaft hat nichts mit irgendeinem Aberglauben zu tun; auch dort, wo sie irrte, hat sie ihren Grundcharakter bewahrt, der darin besteht, daß nur Tatsachen als Beweismaterial gelten und daß jede neu auftauchende Tatsache Anlaß dazu gibt, um das bisher erworbene Tatsachenmaterial zu überprüfen, ob es sich mit den bisher geltenden Anschauungen verträgt oder nicht. Es ist daher pure Böswilligkeit, wenn der in mühseliger Kleinarbeit erworbene Umkreis der wissenschaftlichen Erkenntnis in irgendeine Parallele gesetzt wird mit dem blinden Herumtappen eines abergläubigen Denkens. Als leuchtendes Beispiel zäher Forschungsarbeit mag die Entwicklung der Atomphysik gelten. Aber schon vorher finden sich genügend viele Anhaltspunkte dafür, wie unermüdlicher Forscherdrang ziellbewußt in noch unentdecktes Neuland vorstieß. (Man denke nur z. B. an die jahrzehntelange Forschertätigkeit, die zur Entdeckung des Penicillins führte.)

Kein Abenteuerroman und keine Kriminalgeschichte kann eine intensivere Spannung in uns erwecken als die Geschichte des wissenschaftlichen Fortschritts. Nur können wir heute rückschauend unmöglich auch nur entfernt nachempfinden, wie den Pionieren der Wissenschaft zumute war, als sie zum ersten Mal in ihrer Umwelt

etwas erschauten, was vor ihnen niemand gesehen hatte. Wir können heute schwerlich nachempfinden, welcher Jubelschrei die Brust eines *Galilei* durchtobte, als er mit seinem Fernrohr beobachtete, wie die Monde des Jupiter diesen Planeten — frei im Weltenraum schwebend — umkreisten. Aehnlich mochte es dem Holländer *Antony van Leeuwenhoek* ergangen sein, der in seinem Mikroskop einen Wassertropfen beobachtete, in dessen Inneren sich ein Gewimmel von kleinsten Lebewesen regte. Diese Pioniere der Wissenschaft haben das Tor zu neuen Welten geöffnet, die vor ihnen niemand geschaut hatte. Sollen wir heute diese Großtaten des menschlichen Geistes als «wissenschaftlichen Aberglauben» verunglimpfen lassen?

Jaspers hat schon einmal unseren Unwillen hervorgerufen, indem er — ebenfalls in einem Rundfunkvortrag — von einem «Guckloch in die Transzendenz» sprach (vgl. die «Befreiung» Nr. 3, 1955, S. 63 ff.). Das klang wie eine ungeschickt stilisierte Redensart; sein neuester herostratischer Streich darf jedoch nicht ohne heftigen Protest hingenommen werden. Das Wort vom «wissenschaftlichen Aberglauben» klingt wie eine mutwillige Kampfansage an die gesamte Internationale ernster Forschungsarbeit, ohne Rücksicht auf die wirtschaftlichen Systeme, in denen diese Arbeit geleistet wird. Diesen Schimpf können sich die Kulturträger aller Länder nicht gefallen lassen und sie rufen diesem Mann, der seltsamerweise in der «freien Schweiz» ein geistiges Asyl gefunden hat, zu: «Quousque tandem!» Hartwig.

Nachschrift.

Inzwischen hat der engere Fachkollege von Jaspers, Martin Heidegger, in dem gleichen Sender (Wien II) eine Vortragsfolge unter dem Titel «Was ist Denken?» begonnen. Wir behalten uns vor, auch diese Ausführungen unter die kritische Lupe zu nehmen. Heidegger ist — zum Unterschied von Jaspers, der einen, wenn auch recht krausen Gottesbegriff verkündet — Atheist, was uns jedoch nicht daran hindert, seine Ansichten schärfstens zu überprüfen, zumal er sich während des Hitler-Regimes offen zum Nazismus bekannt hat. Nach 1945 verschwand er sozusagen in der geistigen Versenkung. Nun scheint er, nachdem er sich im Schwarzwald verkrochen hatte, wieder Morgenwind zu wittern, d. h. seine Zeit für neu gekommen zu betrachten.